

[14]

Unter der Asche.

Roman von T. Faldheim.

Mehrere male war auch auf des Doktor Gerner Befehl in bestimmte Mauerstellen eingeschlagen worden, aber nirgends fand sich eines dieser geheimen Gelasse, an welchen es in so alten Gebäuden selten fehlt.

Hoffte Gerner in der That noch immer, den Leichnam Luggart's zu finden, oder gab er sich in seiner Sicherheit nur den Schein davon?

„Er ist nicht im Kloster verunglückt.“ Diese Annahme Gerner's stellte sich für ihn jetzt immer fester heraus.

Kurz und bündig gab er seine Befehle, reichlich bezahlte er die Arbeiter; gutherzig gegen Nothleidende, war er doch unerbittlich gegen Tagedieberei und Heuchelei, und im übrigen hielt er sich fern von den Dorfleuten.

Seine Tochter lebte mit ihm in der mit möglichstem Komfort ausgestatteten ehemaligen Oberförsterei, wo Mary, die Mulattin, in einem zum Staunen der Bauern durchaus civilisirten Kostüm und sogar mit kokettem, weißen Häubchen mit Hilfe einer Magd und eines Kutschers den Haushalt führte und besorgte. Ein junger Burche, der Sohn des Gärtners auf Schloß Twistel, ein Enkel des alten Hufers, wurde später noch für die Bedienung engagirt, und Doktor Gerner bezahlte seine Leute so gut, daß anzunehmen stand, sie würden auf keinen Fall durch unnützes Verede sich ihrer Stellen verlustig machen; dies war aber, wie ihr Herr ihnen beim Wietzen ankündigte, eine Sache, in welcher er keinen Spaß verstände.

„Ich will weber, daß man in meinem Hause wisse, was sich das Dorf erzählt, noch daß man sich im Dorfe unterhalte von dem, was bei mir vorgeht.“

Das war der Hauptpunkt der Hausordnung, und Miß Mary betonte sehr energisch, sie hielt streng auf dessen Ausführung.

Es ging im Hause nun in der That gar nichts vor, als daß Vater und Tochter abends musizierten, lasen oder in die Stadt fuhren, um Theater, Konzerte und dergleichen zu besuchen.

Um die Weihnachtszeit reisten Vater und Tochter dann fast zwei Monate fort zu Franz, und unter der Zeit lag ihr Haus ganz einsam, nur von der Dienerschaft bewohnt.

Doktor Gerner hatte nirgends Besuche mit seiner Tochter gemacht, was wohl am meisten den Baron von Taura und seine Damen befremdete, bei einer gelegentlichen Begegnung der beiden Herren von Gerner aber ganz offen aufgeklärt wurde.

„Ich habe in meiner leidenschaftlichen Aufregung mir damals gesagt, daß ich nicht von hier weichen dürfe, nachdem ich einmal zurückgekommen war, und ich bin mit meinem damaligen Entschluß noch heute zufrieden, Herr Baron,“ sagte er. „Aber ich habe mir erst nach und nach klar gemacht, welchen Weg ich gehen muß, um mir sicher die allgemeine Achtung zu erringen, auf die ich Anspruch habe, und nach diesen Erwägungen habe ich mir mein Leben hier eingerichtet. Es ist nicht das, was ich mir geträumt hatte, aber — wenn das ruhelose Streben nach einem bestimmten Ziele so Gewohnheit geworden ist wie mir, dem ist es vielleicht zum Glück, daß er nicht aufhören darf — nicht darf.“

Und dabei war doch ein Zug von solcher schmerzvollen Resignation in sein Gesicht getreten, daß Taura, herzlich ihm die Hand schüttelnd, gesagt hatte: „Nichten Sie sich ein, Herr Doktor, wie Sie es für angemessen halten, aber seien Sie versichert, daß wir uns jederzeit freuen werden, wenn Sie uns Ihre reizende Tochter zuführen.“ Er fühlte sehr wohl, daß Gerner sich zurückhielt, um nicht zwischen die langjährige Freundschaft der Tauras mit seiner erbitterten Feindin zu treten.

Dann hatte der Baron Gerner in das Kloster begleitet und sich von diesem den schon überall in Angriff genommenen inneren Umbau zeigen lassen.

Aus dem alten Brunnen in dem trübseligen Binnenhofe sollte sich später der starke Strahl einer Fontaine erheben, Arbeitsräume, Laboratorium, Trockenstuben und Lagerböden füllten den Flügel, wo das Amtslokal einst gewesen war, aus der von Luggart'schen Dienstwohnung hatte man solche für die Beamten der Fabrik, Bureau und dergleichen gemacht, während der Nordflügel mit seinen Zellen die Schmelzöfen enthalten sollte. An den letzteren würde sich dann später noch ein ganz bedeutend größeres Gebäude, welches vom Kloster unmittelbar am Fluß entlang sich ziehen würde, erheben.

Doktor Gerner war voll Feuererifer bei dieser Darlegung seiner Pläne; er war's gewiß, daß er in wenigen Jahren Großes erreichen könne.

Dem Baron imponirte die Energie und die Arbeitskraft des Sechzigers im höchsten Grade; er konnte nicht umhin, sich in seinen Gedanken vor diesem Fleiß und dieser Intelligenz zu beugen.

„Aber daß Sie, der Jurist, sich noch so spät in diese industriellen Verhältnisse hineinfinden?“

„Ei! Spät? Ich war etwa sechszunddreißig und hatte mich seit acht Jahren drüben herumgequält als Advokatenfchreiber und als Winkeladvokat, in der Hoffnung, mir das Geld zum Besuch einer amerikanischen Univerfität zu erwerben behufs Erlangen eines amerikanischen Diploms. Aber es wollte mir nicht glücken, ich war nicht smart genug: meine Klienten lachten mir unter die Nase, wenn ich meinen Standpunkt zu Recht und Ehre ihnen klar machte.“

„Da kam ich endlich als Buchführer in eine chemische Fabrik, mich interessirte die Sache, ich lernte, ohne es fast zu wissen, von meinem äußerst intelligenten Chef, wir wurden Freunde, und er, der glänzende Geschäfte machte, war so großmüthig, mir das Geld zum Studium vorzutreden. So habe ich umgefattelt, wurde später sein Schwiegersohn und Compagnon, gründete dann nach dem Tode meiner Frau eine Filiale in Buenos-Ayres und machte mich, da dieselbe schnell gut rentirte, selbständig, als mein guter alter Schwiegervater starb und seine Söhne an dessen Stelle traten.“

„Das ist amerikanische Art vorwärts zu kommen, sie ist nicht leicht und bequem, aber sie ist praktisch, und wenn auch zehn Jahre fast dazu gehörten, mich sie begreifen zu lehren, so habe ich diese Art doch gut gefunden.“

* * *

Während der Wintermonate fühlte sich der Baron trotz seiner unverminderten Liebe für seine Gattin doch mehr und mehr als ein stiller Kreuzträger, und ein wehmüthiges Mitleid mit sich selbst ließ ihn in der Einsamkeit seiner Stube oft heimlich seufzen.

Er sah es ein, ja er begriff es immer mehr, man kann als wohlkonservirter Fünfziger noch sehr warm, ja feurig empfinden, man kann sich noch leidenschaftlich nach Glück und Liebe sehnen und sogar das Glück noch geben, die Liebe noch einflößen, aber eines kann man nicht, oder wenigstens nicht ohne äußeres Unbehagen: seine Lebensweise ändern, seine kleinen und großen Liebhabereien und Passionen aufgeben, mit einem Wort: ein anderer werden.

Und doch sollte er das, mußte es, denn Adriana that ihm auch alles, oder nein! sagen wir vieles zuliebe. Sie hatte sich Küchenschürzen gekauft, reizende kokette Schürzen, und klingelte jeden Morgen eifrig mit den Schlüsseln, wenn sie in die Küche hinabstieg oder in den Vorrathskammern sich zu schaffen machte. Es war rührend, zu sehen, wie auf dem Tischchen vor ihrer Chaiselongue das Haushaltungsbuch von Henriette Davids und ein halbes Duzend Hausfrauen-Zeitungen lagen, und wie sie mit Miz in der Milchammer schaffte und im Stalle die Milchläber besah.

Der alte Bestwarter, den der Baron für seine Delonomie

hielt, verschickte diesem mit leuchtenden Augen, die Baronin würde noch mal eine echte Hausfrau, und der Baron bemerkte lachend, wie Adriana durch ihre heitere Freundlichkeit den sonst mürrischen Mann zähnte und zum dienstwilligen Führer durch sein Reich machte.

Wenn diese aber ihrem Gatten solche Opfer brachte, was blieb ihm übrig, als ihre Gabe zu erwidern?

„Alles, alles soll sie haben, wenn sie nur nicht gerade auf diese verwünschten Gesellschaften veressen wäre!“ stöhnte der opferbereite Baron.

Aber das war Adriana freilich, so hoch sie selbst auch manchmal das gesellige Treiben nannte.

„Ich brauche Zerstreuung, ich kann nicht leben ohne Abwechslung, und es ist doch auch hübsch, mit all den anderen vergnügt zu sein!“ beharrte sie und sang, wie es ihre Art war, um jeden Widerspruch zu lähmen, eines ihrer Operetten-Complets mit demselben guten Humor, den sie sich trotz ihres Mißbehagens an dem Landleben bewahrte.

Sie selber that wirklich ihr Bestes, sich in ihre Pflichten als Guts herrin hineinzufinden, um so mehr, als einige benachbarte Damen, bei welchen Taura seine Frau ebenfalls eingeführt hatte, im Interesse des „armen“ Barons sich seiner Gattin gegenüber in der ganzen Würde und Glorie ihrer häuslichen Leistungen zeigen ließen und von nichts anderem mit ihr redeten.

„Auf meinen Reisen,“ sagte sie zu Alix nachher, „hörte ich immer sagen, es sei das Klügste, den Landwein zu trinken, und man gewöhne sich daran, ihn sogar angenehm zu finden, so unwahrscheinlich es einem auch erst vorkomme. Eh bien, trinken wir Landwein, d. h. genießen wir des Lebens Unverständnis mit Wehmuth und guter Manier!“

„Weht der Wind auch jetzt contrair,
Wird uns reicher Lohn nachher!“

trällerte sie dann lustig, und Alix hatte sich an ihre Weise jetzt schon so gewöhnt, daß sie darüber herzlich lachte.

Man schwamm also mit dem Strome der Geselligkeit und zu des Barons erhöhtem, aber schweigendem Leidwesen fand Alix auch ihrerseits, je länger je mehr Vergnügen daran. Im Grunde war das ja doch von beiden Damen natürlich, aber bei aller Gerechtigkeit des Urtheils war es für ihn geradezu zum Verzweifeln, daß er lächelnden Angesichts so manchen schönen Jagdtag, so manches Treibjagen ungenossen vorübergehen lassen mußte, weil irgend eine Einladung zum Diner oder Souper, ein Ball angenommen worden war.

Der Aermste! Ganz vergnügt mußte er in seinen Frack kriechen, als sei es seine Passion, damit seine Jagdgenossen nur nicht schrien, er stehe unter dem Pantoffel.

Aber nicht genug an dieser still getragenen Bürde kam nun auch noch drohend die Zeit heran, wo man sich für die empfangenen Einladungen zu revanchiren hatte, und Adriana und Alix machten schon jetzt die großartigsten Pläne dafür, unterstützt von Gemming, Adolf v. Fußgart, der seine Mutter jetzt oft besuchte, der Doktor mit seiner Frau oder Klara, waren dann schnell dazu geladen, die junge Schloßherrin machte alles möglich und war nie besser gelaunt, als wenn es im Hause drunter und drüber ging.

Daß dies Leben viel Geld kostete, machte wenig aus; der Baron würde es unendlich taktlos gefunden haben, darüber ein Wort zu verlieren.

Ja, sie verstand es Comfort um sich zu verbreiten.

Man mußte es ihr lassen, sie machte Schloß Einöd, allem Widerstande der haultichen Verhältnisse zum Trotz, zu einem behaglichen, vornehmen Heim, daß die Freunde und Bekannten nicht genug davon reden konnten, wie pietätvoll Baronin Adriana das Hergebrachte und Alte mit dem modernen Luxus zu verbinden wisse.

Sie war eine Zauberin — eine wahre Hexe! Ihr Mann sagte es tausendmal und glaubte ehrlich selbst daran; denn erschien es nicht geradezu unbegreiflich, was sie aus ihm machte? Mußte er sich nicht über sich selbst am meisten wundern? Aber wer hätte ihr widerstehen können, wenn sie ihn abends nach einem glücklich eroberten und freudig genossenen Jagdtag mit einer Zärtlichkeit und einem Behagen umgab, um welches ihn Vater Zeus selber hätte beneiden können.

Und war das Opfer seiner Gemohnheiten zu theuer für den Besitz dieser Frau?

Nein, und tausendmal nein!

Hatte Alix je so froh ausgesehen, wie jetzt immer? War ihr nicht plötzlich die Jugend ausgegangen, die sie jahrelang vertraut? War er nicht selbst oft ganz erstaunt, was aus seiner unscheinbaren, in sich verschlossenen Tochter jetzt wurde? Und wie ihr Wesen sich, einer Blume gleich, die lange im Schatten gestanden hat, erschloß, so war sie über Nacht viel hübscher geworden! Ihre Augen blickten nicht mehr so kühl und freudlos, ihre Wangen waren nicht mehr bleich, die ruhigen, hochmüthig scheinenden Züge hatten sich belebt und einen warmen liebevollen Ausdruck angenommen.

Das hatte alles die Zauberin Adriana gemacht und sie würde mit der Zeit auch erreichen, daß Alix diese unselbige Brautchaft aufgab! Adolf Fußgart hatte dem Baron auf seine Frage neulich erklärt, er glaube nicht, daß Leo Alix noch schreibe, und er sei überzeugt, sein Bruder sei der Treue nicht werth, nie werth gewesen, welche Alix für ihn bewahrte. Aber er hatte doch ganz entschieden abgelehnt, Alix seine Meinung darüber ungefragt zu sagen, ja überhaupt nur mit einem Wort sich einzumischen.

Der Baron meinte im Stillen, Adolf v. Fußgart sei in letzter Zeit noch mürrischer als sonst geworden. Das lag sicher in dem Einfluß der Mutter. Dieselbe hielt sich mißtrauisch und unversöhnlich allen Versuchen der Tauras gegenüber, mit ihr in der alten freundschaftlichen Weise fortzuleben, in einer fast beleidigenden Reserve. Sie verzieh dem Baron nicht, daß er Gerner empfangen und sich, wie sie sich ausdrückte, mit ihrem Todfeinde verbündet hatte, und Alix hatte eine solche Fluth von Bitterkeiten zu hören bekommen über ihre „Intimität“ mit den Kindern Gerner's, daß dieselbe, tief verletz und erbittert über die kopflose Ungerechtigkeit, sich nicht sobald wieder hingetraut hatte.

Daß sich Gerner den Dorfbewohnern ohne Ausnahme vorläufig als Fremder gegenüberstellte und damit jede mögliche Zurückweisung vermied, machte die feindselige alte Frau in der Mühle jubeln: „Er hat Furcht! Er magt es nicht!“ Und obgleich die kleine Haushaltung des „Amerikaners“ keinen Anlaß gab, von Verschwendung zc. zu reden, so flüsterte die Partei der Wittve doch: „Wer weiß, woher das Geld stammt!“

Es war Klara ebenso gegangen wie Alix; ihre Versuche, in alter Freundschaft mit Frau v. Fußgart fortzuleben, hatte diese schroff abgelehnt. Klara habe des Menschen Kinder empfangen, und wenn sie sich auch schäme, für ihren treulosen Liebhaber öffentlich Partei zu nehmen, so wisse doch alle Welt, wie froh sie sein würde, wenn derselbe nur weitere Anstalt mache, sich ihr zu nähern. (Fortf. folgt.)

[1]

Ein Kreuzgang.

Erzählung von Christian Ekster.

Aus dem Norwegischen überseht von F. C. Prestiön.

Auf den wilden Grenzgebirgen zwischen den bewohnten Hgden* in Norwegen giebt es einzelne Anhöhen, welche ihr Dalein den fetten Weiden verbanfen. Wenn diese Höfe nicht an den großen Verkehrswegen zwischen den Landestheilen liegen, so befinden sie sich in einer wüstenartigen Einsamkeit, welche Den-

* Hgbd ist ein Dorf, dessen Höfe sehr weit von einander entfernt sind.

jungen erschreckt, der nicht gewohnt ist, Menschenwohnungen gleich unter den Gebieten der Gletcher und des Berghaidekrautes zu leben.

Wenn man selbst aus tiefer gelegenen und reichen Gegenden kommt, vielleicht direkt aus dem menschlichen Kulturleben, mit all der Mannigfaltigkeit von Ercheinungen, welche dasselbe färben, mit der gewaltigen Gedankenmacht, welche in demselben arbeitet; oder wenn man, wie es vor nicht langer Zeit — während der

Belagerung von Paris — geschah, in einem Luftballon mitten aus einem großen Brande im Weltleben in diese eisalten Breiten hinauffliegt und die beiden Wälder — das im höchsten Grade aufgeregte Weltgetriebe und das einsamste Gebirgsleben — in ihrem ganzen großartigen Gegenlage neben einander sieht: dann sucht der Gedante eine Weile nach einem gemeinschaftlichen Punkte, welcher zeugen soll, daß man vor demselben Menschenleben mit denselben Grundkräften steht, und man verliert beinahe den Glauben an das große Wort von dem gemeinschaftlichen Ursprung, den gemeinschaftlichen Grundverhältnissen und der gemeinschaftlichen Lebenshoffnung des gesammten Menschenlebens; man meint, vor einem abgefrorenen Gliede der großen Schöpfung zu stehen, und ist versucht, zu fragen: „Weshalb wurde dies erschaffen?“

Und so lange man nur auf das äußere Leben da oben sieht, wird auch der Glaube und das Vertrauen nicht von dem starren Frost befreit, welcher dasselbe gebunden hält, wie die weite Einöde selbst, auf welche man hinstarrt.

Kommt man im Winter hierher, wenn die Schneestürme himmelweit über die ungeheuren Flächen hin heulen, wenn alles nur weißer Rauch und brausender Windstoß ist, der kleine Lavinen mit sich zieht, welche Pferd und Reiter begraben und die Häuser bis unter die Dachtraue in Schnee einhüllen; steht man mitten in diesem tobenden Winter, welcher sich drohend am obern Ende des Thales tummelt, während das Meer dessen Hoffnung am untern Ende begräbt; und giebt es — außer dem Gesang des Windes und dem eigenthümlichen, kalten Rauschen einer Wehe, welche ihr Lager wechelt — kein anderes Zeichen von Leben als ein schwach schimmerndes Licht aus einem im Schnee verborgenen Hause: dann wird der Glaube an die Gemeinsamkeit dieses Lebens mit dem reicheren Leben in niedrigeren Gegenden selbst ein unsicheres Flämmchen in Schnee und Sturm. Und sieht man dann am Tage nach einem solchen Unwetter die Leute hervorkommen, um sich ein Koch zur Luft und zum Lichte hinaus zu graben, dann denkt man, es könne auch das Seelenleben hier oben nur so weit kommen, sich zu einer kleinen Oeffnung in den hellen Tag hinaus durchzugraben, um so viel Luft zu atmen, daß es eine neue Nacht unter dem Schnee aushalten kann.

kehrt dann der Frühling wieder, so scheint die einzige Wirkung auf das Gemüth, die man hier oben von ihm hat, die ungestillte Sehnsucht bei dem Gedanken zu sein, daß derselbe nun unten im Thale seinen Einzug hält. Denn hier oben ist doch die ganze weite Strecke mit messerscharfen Schneegiebeln bedeckt, hier halten die Gewässer noch schwere Eisklößen in ihrem Schooß und sind nur längs der Ufer aufgetaut. In dieser Zeit kommen wohl zuweilen Leute über das Gebirge, besonders herumziehende Krämer, welche von der einen Bygd in die andere hinüber müssen; allein es ist hier doch noch so ungemach, daß die Leute von den Gebirgshöhen ihnen mit dem Vieh durch die Schneeweihen helfen müssen.

Wenn der Sommer unten im Thale längst die schmerzlichen Denkmale des Winters geschmolzen hat und Reisende mit Dampfeschiff und Wagen ankommen und abgehen, beginnt es endlich auch auf den Hochweiden aufzuhauen und grün zu werden, während der größere Theil der Fläche nur die weiße Schneefarbe mit dem Braun des Haidekrautes oder dem Grau des Mooles vertauscht. Jetzt kommen mehr Leute hierher und die Gebirgsbewohner reiten auch selbst hinab zum Sommer; ob es nun aber Winter oder Sommer, so besteht der Verkehr mit der Außenwelt doch zumeist nur in Erzählungen, welche in der oft wunderbaren Gestalt hinaufgelangen, die sie unterwegs erhalten und nicht minder abenteuerliche Formen angenommen haben, wenn sie im nächsten Sommer ihre Nachfolger begrüßen.

Hier aber, im inneren Leben, welches von dem Tode bedroht oben auf den Hochflächen liegt, beginnt man doch menschliche Spuren zu finden und zu fühlen, daß auch hier oben im Schneegestöber dieselbe Sache für Gott geführt wird, wie dort, wo die Natur verschwenderisch ihre Gaben austreut. Wohl ist das Seelenleben unter solchen Umständen oft ganz merkwürdig gearret; man findet hier die verwachsenen Formen der Bergbirke, aber auch ihr hartes Holz. Niemals zweifelt länger daran, daß es dieselbe Roth ist, welche das Leben hier aufreißt wie überall, das gleiche Grundübel, welches Schwermuth über dasselbe ausbreitet, und dieselbe sonnige Hoffnung, welche es zum Grünen und Sprossen bringt.

Und wenn wir in so vielen Erzählungen von der Wildheit und dem Blutdurst auf den großen Kampfplätzen hören, so finden wir auch hier dieselben wilden Triebe, und wird eine Heldenthat mit tausend Zungen von den großen Weltlagern aus verkündet, so findet man auch hier demselben Heldennuth, wenn auch seine einzige That nur ein stiller Gang mit dem Kreuze ist, von dem niemand spricht.

Es ist eine solche prunklose Geschichte von den braunen Hochflächen, welche wir im Folgenden erzählen werden.

* * *

Auf dem flachen Rydaler Berggründen zwischen zwei an-

avenzenden Thälern liegt das Gehöft Sklet. Vor vielen Jahren hatten sich zwei junge Leute vom Thale herausgezogen. Der Mann, Gjest Tviskaven, war in seiner Jugend der wildeste und schlimmste Geselle gewesen, von dem das Volk in dieser Gegend zu erzählen wußte.

In jeder Bygd wird in der Regel eine Beschäftigung betrieben, in welcher die Leute sich vor den anderen auszeichnen. In der einen Bygd werden Boote gebaut, welche weit herum im Rufe stehen; eine andere ist bekannt wegen ihrer Zimmerleute, eine dritte wegen ihrer bewegenen Küstenschiffen, in einer vierten werden die jungen Männer frühzeitig mit den verschiedenartigen Kniffen und Künsten des Hausrens vertraut gemacht, in einer fünften ist der Pferdehandel das Hauptgeschäft der Männer. Oft sind es lokale Verhältnisse, denen ein gewisses Handwerk oder eine gewisse Beschäftigung die Ursprung verdankt; aber oft sind es auch rein zufällige Umstände, wenn z. B. ein Mann aus der Bygd in der Fremde war und bies oder jenes gelernt hat, was nun die anderen Bewohner des Ortes wieder von ihm lernen, oder es ging zu wie mit jenem Bardaler, der zuerst als kleiner Nebenverdienst für sich und seine Familie hölzerne Köffel schnitzte und damit aufhörte, daß er ein Geschäft gründete, welches jetzt die bardaler Holzköffel in das ganze Land, ja auch nach Schweden und Dänemark verführt.

In der Bygd, zu welcher Gjest gehörte, war heinahe jeder Mann Pferdehändler; auch er wählte frühzeitig denselben Beruf und kam mit seinen Geschäften bis hinab zu den Ostlandsmärkten. Von seinen langen Reisen brachte er eine Unzahl von Erzählungen mit von fremden Leuten und Sitten, Geschichten in Ueberfluß, Lieder und Sprüche, genug, um das ganze Thal damit zu versorgen, neue Tänze und neue Kleider, aber auch neue Handelskniffe, eine lose Hand und eine lose Zunge, Lust zum Trinken und zu wilden Gelagen und viel Geld, um seine Lüste zu befriedigen.

Als Gjest aber gegen fünf und zwanzig Jahre alt war und seine wildeste Hitze abgetanzt hatte, auch eine rühmliche Geschäfts- und Kaufhändlervergangenheit hinter sich hatte, begann er sich friedlichen Gedanken hinzugeben und bekam Lust, sich in der Bygd häuslich niederzulassen. Er sah sich nach einem Weibe um und dabei tauchte eine alte Erinnerung auf, die ihm von den Häusern des nächsten Nachbarhofes zwinkte.

Dort war ein Mädchen, welches Salbjörg hieß, und mit dem Gjest bei manchen Kinder spielen auf den grünen Anhöhen unter den Höfen ihrer Väter zusammengekommen war. Allein ihr Verkehr endete bald; eines schönen Tages sagte Gjest der Heimath Lebewohl, und seither sah Salbjörg ihn nur von Zeit zu Zeit zu Pferde vorüberstreichen. Aber sie vergaß es nicht, wie er am Tage seiner Abreise in ihres Vaters Stube stand, zwanzig Jahre alt, gerade wie eine Kerze, mit braunem Haar und blauen Augen, voll Muthes, Lachens und großer Gedanken über sich selbst.

Sie sah still und schweigm, als später die unheimlichen Gerüche von seinem Treiben nach dem Hofe gelangten; aber niemals erlösch das kleine Licht, welches sie für seine Heimkehr in ihrem Innern angezündet hatte, und als Gjest endlich, ganz wirr im Kopfe, von den Spielplätzen seiner Jugend zurückkam, fand er jede Erinnerung bewahrt und gehütet.

Da sah er ein, daß sein ganzes Leben ein Ritt von ihr und ihrer Liebe weg gewesen sei, und daß all das Verspielte Schritt für Schritt wieder zurückgewonnen werden mußte. Es kamen lange Probejahre für seine Geduld, und als die Wartezeit zu Ende war, machte sie auch die Bedingung, daß er den Gebirgshof Sklet kaufe, welcher gerade frei war. Manche Leute wunderten sich zwar darüber, daß Salbjörg die angenehmen Laubholzhalden ihres Heims mit dieser baumlosen Windgegend vertauschen wollte; Gjest aber begriff, daß sie ihn von der verführerischen Macht des Lebens in der Bygd unten entfernen wollte, und er willigte ohne Bedenken ein.

Sie zogen dann hinauf auf den Rydaler Berggründen und lebten viele Jahre hindurch in Ruhe und Frieden. Wenn der Frühling nahte, kam noch bisweilen die alte Wanderlust über Gjest; aber mit den Jahren begann sich sein Geist zu beruhigen, und bald ging er nur mehr dann mit dem Frühjahrseise ins Thal hinab wenn er wirklich ein bestimmtes Geschäft zu besorgen hatte.

Sie hatten nur ein einziges Kind, einen Knaben, welcher nach dem Willen der Mutter Jon* getauft wurde; „denn“, sagte sie, „wer wie wir in einer Wüste lebt, kann nicht oft genug an Gottes Wort erinnert werden.“

Jon wurde groß und stark, sein Gesicht jedoch war plump und schläfrig und jeder bestimmte Ausdruck verschwand in den dicken Bügen. Tief unter seiner breiten Stirn aber lagen zwei fahrgraue Augen, die in der Regel, wie der ganze Mensch, schläfrig ansahen, bisweilen aber doch in ruheloser Bewegung waren und dann von den schlafenden Trieben in seinem Innern Schlimmes ahnen ließen.

(Fortf. folgt.)

* Johann der Täufer.

Bunte Zeitung.

* **Zeure Menschen.** Kürzlich wurde in Fachblättern die Frage aufgeworfen, welche Personen ihr Leben mit den höchsten Beträgen versichert haben. Die infolgedessen angestellten Nachforschungen haben folgende Ergebnisse geliefert: Graf Dudley, einer der reichsten Männer der englischen Aristokratie, hat sein Leben mit 1.200.000 Pfund (24 Mill. Mark) versichern lassen, die nach seinem Tode der von ihm eingesezte Erbe erhält. Nicht hinter dem Grafen Dudley steht Herr Panamater, der Generaldirektor der Posten in den Vereinigten Staaten, auf der Liste, dessen Police einen Werth von mehr als 20 Mill. M. hat. Da das Risiko für eine einzige Gesellschaft zu groß wäre, haben es 29 durchaus sichere Gesellschaften zusammen übernommen. Der Prinz von Wales hat sein Leben mit nur 650.000 Pfund (13 Mill. M.) versichern lassen.

* **Die letzte Krönung des Zigeunerkönigs** vollzog sich in Irland gegen Ende der vierziger Jahre zu Fetholm-Common. Der neue König der braunen Leute hieß Karl Blythe. „Hoch lebe Karl I.“ schrie das Volk, während die Musik „God save the queen“ spielte. Dann wurde ein weißes Ross mit langen Schweif vorgeführt; ehe es jedoch der neue König besaß, mußte er verschiedene Förmlichkeiten beobachten, neunmal das Pferd umgehen, auf die Erde niederstinken, des Pferdes linken Fuß aufheben usw. Auch wurden zuvor verschiedene Tranxopfer vorgenommen. Darauf setzte sich der Zug, der König zu Ross, in Bewegung; zwei Grooms führten das Pferd am Zügel. Hinter dem König ritt sein Schildknappe auf einem Esel. Als man an einem großen Stein, „Stobhione“ genannt, ankam, saß der König ab und stieg auf den Stein. Hier hing man ihm den Balg eines vom ihm erlegten Hais über die Schultern, den er während der ganzen nun folgenden Feierlichkeit nicht abnehmen durfte. Dann setzte er sich nieder, der Kopf wurde ihm, in Ermangelung von Del, mit Branntwein gealbt. Währendem trank der ganze Haufen beständig von demselben edlen Maß auf des Königs Gesundheit und brachte ihm in der Zigeunersprache bonnernde Lebehochs. Unter Singen und Tänzchen kehrte hierauf der Zug von dem heiligen Krönungsstein in die Stadt zurück. In einer armseligen Kneipe war ein stattliches Zigeunermaß zugerichtet; der erste Trinkspruch galt abermals „dem König“, worauf die Musik das Lied: „Sei gegrüßt, o König Karl“ anstimmte. Hierauf erhob sich König Karl und hielt mit starker Stimme eine lange Rede, deren Hauptinhalt war: „daß er alles thun werde, um alle Zigeuner seines Wohlwollens zu versichern, daß ihm das Glück seiner treuen Unterthanen stets am Herzen liegen werde, und daß er sie in ihren Rechten jederzeit schützen wolle.“ Diese Rede wurde mit donnerndem Beifallruf aufgenommen.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Zur neuesten Romanliteratur.

Die künstlerischen Ziele der jüngstdeutschen Literatur, die sich theils nach Bolas, theils nach Ibsen's Vorbild (von Dostojewski abgesehen) in rückichtslosestem ethischen Wahrheitsstreben und in ebenso rückichtsloser Farbenwahrscheinlichkeit der Wirklichkeit, mit Vorliebe der Nachseite der menschlichen Gesellschaft, kennzeichnen, sind so oft beiprochen, daß sie unseren Lesern wohl bekannt sein dürften. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich dafür oder dagegen Stellung zu nehmen, wohl aber ist es interessant zu beobachten, daß in dieser großen Partei der Modernen bereits ein zerfetzender Gährungsprozeß, eine itio in partes, begonnen hat, die endlich auf ein Sichbestimmen und auf eine Reaktion zum Besseren deutet. Als eines der Symptome der Verinnerlichung — auch als Abgabe gegen die Konsequenzen sittlicher Verrohung begrüßen wir deshalb Wolfgang Kirchbach's neuestes Werk „Der Weltfahrer“ (Roman in drei Bänden. Dresden und Leipzig, Bierjon's Verlag).

Kirchbach ist bereits mehrfach hervorgetreten. Schon in seinem „Lebensbuch“ und in seinen Gedichten, wie in seinen Dramen „Walblinger“ und „Die letzten Menschen“ gab sich bei allem Takt und Streben nach Gestaltung moderner Zeitfragen doch ein echter Poet kund, der die künstlerische Wirkung nicht auf die Kopie der Wirklichkeit, sondern mehr auf geistreiche Kontraste des Realen und Phantastischen baute. Mit obigem Roman aber hat er sein offenes Pronunciamento gegen das bisherige Parteiprogramm ausgesprochen. Der Kern des Werkes berührt ein echt modernes Problem, das häufiger sein mag, als es scheint und doch noch selten gestaltet worden ist.

Ich erinnere mich an ein Vorkommnis vor länger als dreißig Jahren. Ein junger Gelehrter aus berühmtem Hause, seines Fachs Physiolog, verlobte sich mit einer hochgebildeten jungen Dame, die, wenn auch nicht auf streng orthodoxem, doch auf idealistisch religiösem Boden stand, während der junge Faust sich

stark zu dem modernen Nihilismus neigte. Im Laufe des Brautstandes kamen die Gegensätze zum Konflikt, der sich derart steigerte, daß — obgleich beide die trefflichsten gemüthvollsten Menschen — das Herzensbündniß doch schließlich zum Bruch auf immer kam. Beide trafen in der Folge eine andere Wahl, leider nicht zu ihrem Glücke. In dies Factum erinnerte mich Kirchbach's Roman, der dasselbe Leitmotiv durchführt, obgleich mit schönerer, geistvollerer Lösung als seine brutale Wirklichkeit.

Ein junger Naturforscher und Privatdozent, ein moderner Mensch in vollem Sinne, erringt in früher Werbung eine unabhängige vornehme junge Dame. Die wissenschaftliche Verantwortung des Braven, der in der That in allen Menschen nur fortentwickelte Thiere erblickt (sein entscheidender Werbebrief wird beiläufig von seinem Lieblingsaffens in den Briefkasten geworfen), wirkt mit der Zeit so abschreckend auf seine Braut, daß sie ihr Wort zurückzieht. Der Gelehrte fährt par dépit nach Brasilien, um dort irgend eine fabelhafte Mikrobenpezies, die in der Mitte zwischen Pflanze und Thier noch steht, zu entdecken und wahrscheinlich auch wirklich zu entdecken. Die Reise geht dann weiter nach Japan, wo der Sancho Panza des neuesten Don Quixote ebenfalls eine Entdeckung macht, und zwar eines fabelhaften Minerals — nach seinem Namen Pädede Pädedant genannt. Beide kommen zurück. Auf der folgenden Naturforscherversammlung blamirt sich der Gelehrte fächerlich, denn mit seiner Entdeckung war es nichts, aber diese Niederlage rührt das Herz der Entlobten und führt zur Veröhnung, nachdem bekannt geworden, daß inzwischen der Dame halber ein blutiger Ehrenhandel stattgefunden, in welchem der tapfere Gelehrte gefährlich verwundet worden. Dieser Hauptaktion sieht eine Gegenhandlung zur Seite. Die Konsequenzen einer gewissenlosen, von aller bisherigen Sitte emanzipirten Willensfreiheit werden mit rückichtsloser Folgeichtigkeit gezogen und führen zur tragischen Katastrophe. Dr. Streicher, ein Stimmführer der modernsten Schule, ist seiner Frau überdrüssig und sucht mit ihrer Hilfe und Zustimmung eine anore. Ein und der andere Versuch mißlingt, bis die Richtige gefunden. Die Scheidung wird vollzogen und die neue Ehe geschlossen, alles in größter Eutracht aller Theilhabenden. Erst in der Brautnacht wird die geschiedene Frau von einem plötzlichen Furor der Eifersucht überfallen. Sie tödtet den geschiedenen Gatten und sich selbst. Ein armer Phantast, ein Lyriker vom gleichen Schlage dieser Vorgeckritenen, ist schon vorher zu Grunde gegangen — ebenfalls durch Selbstmord.

Dies ist ungefähr der Roman, der, mit allen Hilfsmitteln des modernsten Realismus ausgestattet, mit funkelndem Geist und Humor flott hingezeichnet, vollrichtiges Zeugniß für die ungewöhnlich große Begabung des Verfassers ablegt und die größten Erwartungen hinsichtlich seiner weiteren Entwicklung erweckt, umsomehr, da Kirchbach seinen bisherigen Parteigenossen oder wenigstens der linken Seite derselben aufsaßt. Kirchbach ist Poet, und sein Buch eine wohlberechtigte Satire auf alles Kranke, Anmaßende, Unreife und Verneinliche der modernen Männer, somit ein Zeichen der Auflösung jener Bilanz. Möglich, daß der Roman aus diesem Grunde Widerspruch finden wird, wenn man nicht vorsteht, ihn todtzuschweigen. Auch andererseits lassen sich einige Bedenken erheben. Weniger Gewicht möchte ich auf den Vorwurf legen, daß der Verfasser wirkliche Personen konterfeit habe. Mag sein, daß zu diesen Typen lebende Modelle vorhanden, aber ich finde nicht, daß Kirchbach über die familiäre Berechtigung hinausgegangen, mit der Gestaltung von Erlebtem und Beobachtetem sich zugleich innerlich davon zu befreien. In gleichem Sinne hat auch Goethe gearbeitet. Wichtiger erscheint mir ein anderes Bedenken. Die tragische Katastrophe, welche das Ende des Dr. Streicher und seiner Frau, wie auch den Selbstmord des Phantasten herbeiführt, entbehrt der hinreichenden Hebel, um sie psychologisch notwendig zu machen. Wären diese Gemüthe entsprechend verstärkt, so würde der Roman eine Musterleistung sein. Kirchbach wird freilich erwidern, er habe im wesentlichen einen humoristischen Roman geschrieben. Allerdings ist das Werk im ganzen Aufbau wie in zahlreichen köstlichen Nebenfiguren, humoristisch auch sogar in den Einzelheiten und Nebenumständen einer blutigen Katastrophe; aber durch diese Mischung zweier Stilarten entsteht etwas Neues, welches die Wirkung nahezu aufhebt. Wenn man über eine „Moritthat“ lachen soll, nimmt man sie auch nicht mehr ernst. Die Qualität verschwindet zugunsten des Phantastischen, aber zum Schaden des Glaubwürdigen. — Ich habe diese Schattenseite des lobenswerthen Werkes rückhaltslos berührt, weil Kirchbach befähigt ist, das Schöste zu leisten, und weil andererseits auch trotz seiner Fehler sein Werk so bedeutend, daß es nicht verdient, todtgeschwiegen zu werden, wie es seitens mancher tonangebenden literarischen Organe bisher den Anschein hat.

* **Des Herrn Friedrich Ost Ergebnisse in der Welt Bellamy's.** Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Herausgegeben von C. Wilbrandt. Bismar, Ginstorff'sche Hofbuchhandlung (Verlagskonto). 1 M.

Für die Redaktion verantwortlich: J. S.: Albert Herzog in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.